

# Wittgenstein und die Suche nach dem richtigen Wort

Alois Pichler

Eine der Schlüsselstellen der philosophischen Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken ist das Wortfindungsproblem; an dieser Stelle fällt mancher in den Mentalismus zurück, der ihn anderswo lieber überwunden sieht. Gleichzeitig sind die damit verbundenen Fragen ein ureigenes Thema der Ästhetik; geht es hier doch darum, herauszufinden, was es heißt, daß ein bestimmter Ausdruck paßt, und warum er besser paßt als ein anderer. In besonderem Maße berührt das treffende Wort natürlich die Dichter und Schriftsteller; wer erinnert sich hier nicht gerne an Heinrich von Kleists Aufsatz "Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden". Darin gesteht Kleist der Sprache für Formung und Ausdruck der Gedanken eine wichtige Funktion zu, so daß er als einer der wenigen gilt, die schon vor unserem Jahrhundert verstanden haben sollen, daß die Sprache "das bildende Organ des Gedankens" ist. Im Grunde aber ist Kleist ein echter Mentalist, über den sich schließlich auch Wittgenstein wundern konnte:

Kleist schrieb einmal, es wäre dem Dichter am liebsten, er könnte die Gedanken [an sich]selbst] ohne Worte übertragen. (Welch seltsames Eingeständnis.)<sup>1</sup>

Mit dem Wortfindungsproblem hat sich Wittgenstein durch die ganze spätere Philosophie hindurch beschäftigt; dies nicht nur theoretisch, sondern natürlich auch in seiner eigenen Schreib- und Sprechpraxis. Hierher gehören viele der Fälle, wo Wittgenstein bei einer Bemerkung eine Reihe von alternativen Formulierungen hinschreibt. Besonders markante Beispiele der Wortsuche stammen aus dem Jahr 1936, z.B. aus dem Notizbuch Ms 152, in dem Wittgenstein u.a. Proben zum Anfang der *Philosophischen Untersuchungen* veranstaltet (eines der Resultate verwirft er als "zu warm").<sup>2</sup> Im Zentrum des folgenden stehen jedoch nicht Wittgensteins eigene Wortsuche und seine Kommentare hierzu; vielmehr will ich an einigen Bemerkungen aus dem Nachlaß seiner diesbezüglichen theoretischen Beschäftigung nachgehen. Sehr viele der Nachlaßbemerkungen, die unser Thema betreffen, finden sich in den *Untersuchungen* wieder, was ihre Wichtigkeit unterstreicht.

Die älteste Bemerkung, die sich ausgiebiger mit dem Wortfindungsproblem befaßt, stammt vom Dezember 1933:

Was geschieht, wenn wir uns bemühen, etwa beim Schreiben eines Briefes, den richtigen Ausdruck unserer Gedanken zu finden? Diese Redeweise vergleicht den Vorgang dem einer Übersetzung oder Beschreibung; die Gedanken sind da, etwa schon

vorher & wir suchen nur noch nach ihrem Ausdruck. [Und dieses]Dieses] Bild trifft in verschiedenen Fällen mehr oder weniger zu. - Aber was kann hier nicht alles geschehn!

Wittgenstein spricht sich hier gar nicht einmal dagegen aus, die Suche nach dem richtigen Wort mit der Suche nach der richtigen *Übersetzung* zu vergleichen; ganz im Gegenteil: Das Bild der fertigen Gedanken, die nur noch in den richtigen Ausdruck übersetzt werden müssen, "trifft in verschiedenen Fällen mehr oder weniger zu". Nur, und hier verfährt die kritische Methode ganz analog PU §§3-4: Das Bild trifft nicht immer zu. Denn in manchen Fällen findet eben nicht eine konzentrierte Suche statt, sondern ich überlasse mich z.B. einer gelöststen Stimmung, und der Ausdruck kommt von selbst. In so einem Fall nun zu sagen, daß der Ausdruck die Übersetzung eines schon vorher fertig vorhandenen Gedankens sei, ist zumindest eine unnötige Hinzufügung. Oder, was mir vorschwebt, ist nicht ein Gedanke, der nach der Versprachlichung ruft, sondern ein konkretes Bild, also ein optisches Phänomen, das ich zu beschreiben suche: In diesem Fall geht es wieder nicht um eine Übersetzung, sondern vielmehr um das Hervorkommen von Wörtern, mit denen ich bestimmte visuelle Eindrücke zu beschreiben gelernt habe. Ein dritter Fall ist jener, wo es einfach um die Kollationierung von zwei *Ausdrücken* geht: Man sucht einen Ausdruck durch einen entsprechenden anderen zu ersetzen. Um sicher gehen zu können, daß der eine Ausdruck dem anderen entspricht, muß ich nicht auf einen den beiden gemeinsamen Sinn rekurrieren, auf den dahinterliegenden Gedanken, an dem die Entsprechung zu messen wäre. Eine derartige Auffassung würde nicht nur theoretisch auf wackeligen Füßen stehen (denn woran messe ich die Zuverlässigkeit der Messung usw.), sondern widerspricht auch ganz einfach unserer Erfahrung: Die meisten derartiger Fälle verbinde ich nämlich mit der Erfahrung, daß ich es gelernt habe, bei Bedarf bestimmte Ausdrücke durch bestimmte andere zu ersetzen, und in diesem Verfahren eine gewisse Praxis (zu der unter anderem die Handhabung von Wörterbüchern gehört) eingeübt habe. Ein weiterer Fall ist jener, wo ich nicht einen Ausdruck in einen anderen, sondern eine Geste in einen Ausdruck zu übersetzen suche, oder für eine Geste den sie begleitenden Satz suche. Damit sollte klar geworden sein, daß man sich hier vor "einseitiger Diät" (PU §593) hüten muß, und daß es ungerecht wäre, die verschiedenen Fälle mit dem "Gedanken, wie er vor dem Ausdruck vorhanden war", unter einen Hut bringen zu wollen. Es gibt nicht *das Wesen* der Suche nach dem richtigen Wort: Denn in einigen der Fälle handelt es sich beim vorher Dagewesenen gar nicht um Gedanken; in anderen ist es wieder schwierig, den Gedanken zu finden, wie er vor dem Ausdruck existiert haben soll. "Was kann hier nicht alles geschehn!"

In einer um 10 Jahre jüngeren Bemerkung wird das Wortfindungsproblem im Zusammenhang mit der Frage der Bedeutung behandelt:

"Ich glaube, das richtige Wort in diesem Fall ist .....". Zeigt das nicht, daß die Bedeutung des Worts ein Etwas ist, das uns vorschwebt & das gleichsam das

genaue Bild ist, das wir hier brauchen wollen? Denke, ich wähle zwischen den Worten "stattlich", "würdevoll", "stolz", "Achtungsgebietend"; ist es nicht, als ob ich zwischen den [Bildern]Zeichnungen] in einer Mappe wähle. - Nein; daß man vom treffenden Wort redet, zeigt nicht die Existenz eines Etwas, welches etc. Vielmehr ist man geneigt, von jenem bildartigen [Wesen]Etwas] zu sprechen, weil man ein Wort als treffend empfinden kann, zwischen Worten oft, wie zwischen ähnlichen aber doch nicht gleichen Bildern, wählt, weil man Bilder oft statt Wörtern oder zur Illustration von Wörtern gebraucht etc."

Ist die Bedeutung eine mentale Größe, ein klar gezeichnetes inneres Bild, etwas also, das schon vor jeder in einem bestimmten Kontext stattfindenden Versprachlichung da ist? Wäre es so, dann gäbe es nur eine richtige Abbildung dieses inneren Bildes, nur ein Wort, das genau trifft. Aber ist die Suche nach dem richtigen Wort nicht doch vielmehr eine Wahl zwischen verschiedenen Wörtern, die jedes eine Bedeutung mit sich tragen; so daß die Wahl des richtigen Wortes nicht die Wahl *des ein bestimmtes Bild genau treffenden Wortes* ist, sondern vielmehr die Wahl eines Wortes und eines Bildes: die Wahl eines Wortes mit dem gerade mit ihm verbundenen Bild, mit der von ihm getragenen Bedeutung? Die Wahl zwischen den Zeichnungen in einer Mappe ist eine Wahl eben zwischen *Zeichnungen*; eine Zeichnung stellt "stattlich" dar, eine andere "stolz": daß ich die Zeichnung "stattlich" wähle, muß nicht daran liegen, daß ich schon vorher eine Zeichnung wollte, die "stattlich" darstellt - und natürlich muß ich die Zeichnung nicht schon vorher genau im Kopf gehabt haben. Sie scheint mir einfach am besten zu passen, oder gefällt mir am besten - ein Vergleich zwischen der Zeichnung und etwas in meinem Kopf findet nicht statt. Daß einem bei der Wahl des Bildes aus dem Katalog auch ein inneres Bild vorschweben kann, mit dem man vergleicht, ist klar; aber auch hier wäre es wieder nur ein Vergleich zwischen zwei Bildern, also zwischen Dingen, die der selben Welt angehören. Wichtig scheint der Hinweis, daß man "zwischen Worten oft, wie zwischen ähnlichen, aber doch nicht gleichen Bildern, wählt": Denn wäre die Wortwahl wie eine "Wahl zwischen gleichen Bildern", so könnte das heißen, daß mir zur Mitteilung eines Gedankens mehrere *kontextunabhängig gleichwertige* Möglichkeiten zur Verfügung stünden und der Begriff der strengen Synonymie also gänzlich unproblematisch wäre. Damit wird die Wortwahl zu einer reinen "Stilfrage" reduziert, wobei "Stil" natürlich wieder als eine der Semantik akzidentelle Größe aufzufassen ist. Stil ist aber mehr, und die Bedeutung läßt sich vom Stil nicht trennen, sodaß wir bei der Wortwahl gut zwischen ähnlichen Bedeutungen, aber nicht zwischen verschiedenen Wörtern für dieselbe Bedeutung (Synonymie), wählen können.

Diametral verschieden von der Suche nach dem treffenden Wort, in die letztlich "dein gesamter Stil" eingeht ("le style c'est l'homme"), ist das Finden der richtigen Beschreibung für eine Kurve: Diese ist zum einen schon vorher gegeben und klar

definiert; zum anderen kann man darüber, ob die Kurve richtig beschrieben ist, vernünftig diskutieren:

Das *treffende* Wort. Wie wird es gefunden? Beschreibe [es]das! Als Gegensatz dazu: ich finde die richtige Bezeichnung für eine Kurve, nachdem ich bestimmte Messungen an ihr vorgenommen habe.<sup>5</sup>

Eine um nur ein paar Monate jüngere Bemerkung verfährt getreu der Einsicht aus PU §1: "Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende." Wittgenstein gibt darin klar zu verstehen, daß "das Passen" des Wortes, die Zufriedenheit bei seinem Eintreten, oft etwas ist, das nicht weiter erklärt werden kann. Ganz sicher spricht er in dieser Bemerkung auch von sich selbst, von seinem eigenen Fall des Suchens und Findens. Die Sprache, mit der das Suchen und Finden am ehesten beschreibbar sind, stammt weniger aus dem Bereich der kognitiven Begründung als aus dem Bereich der *ästhetischen* Erfahrung:

[Wie finde ich das 'richtige' Wort? Es ist allerdings als vergliche ich Worte nach feinen Geschmacksunterschieden. *Dies* ist zu sehr ..., *dies* zu sehr .... [Das] das] ist das richtige. |Wie finde ich das 'richtige' Wort? Wie wähle ich unter den Worten? Es ist allerdings, als vergliche ich sie nach feinen Unterschieden des [Geschmacks][Geruchs][Aromas].] Aber ich muß nicht immer [urteilen]beurteilen], erklären, warum dies oder dies Wort nicht stimmt. Es *stimmt* einfach noch nicht. Ich suche eben weiter, bin nicht befriedigt. Endlich komme ich zur Ruhe[,] bin befriedigt. So schaut eben das Suchen aus; & so das Finden.<sup>6</sup>

Auch hier zeigt uns das Wörtchen "eben" - wie in so vielen anderen Wittgensteinschen Sätzen - eine Grenze auf: "Es gibt freilich Rechtfertigung; aber die Rechtfertigung hat ein Ende." (ÜG §192) *Wenn ich* das treffende Wort suche, so ist das ein kognitiver und ein ästhetischer Prozeß; die endgültige oder plötzliche Wahl dieses und nicht jenes Wortes und die sich damit einstellende Befriedigung sind aber weniger unter dem Gesichtspunkt der Argumentationspraxis, als unter dem der ästhetischen Praxis zu sehen. Ist damit aber nicht doch eine zu starke Degradierung des kognitiven Wertes eines Textes verbunden? Man (und auch Wittgenstein) schreibt doch ein bestimmtes Wort, um mit diesem Wort etwas Bestimmtes mitzuteilen, und nicht, weil es besser "schmeckt"! Warum aber nicht beides? Stil und Bedeutung schließen einander ja nicht aus; Stil ist weder ein arbiträrer Schmuck des schon Fertigen noch die Konkurrenzveranstaltung zum Gedanken, unter der die Argumentation zu leiden hätte. Wenn meine Mitteilung einfach und schmucklos ist, dann fehlt es ihr nicht an Stil und ästhetischem Ausdruck; sondern Stil und ästhetischer Ausdruck sind dann verschieden von jenem

Fall, wo die Mitteilung nicht einfach und schmucklos ist. Und auch die Mitteilung ist dann verschieden.

Sogar in jenen Fällen, wo man das Gefühl hat, das Wort liege einem bereits auf der Zunge, soll sich, ob vor dem Sprechen tatsächlich etwas da war, erst dann erweisen, wenn das Wort auch tatsächlich ausgesprochen ist:

"Ja, ich weiß das Wort. Es liegt mir auf der Zunge. - "Hier drängt sich einem die Idee von dem Spalt ('gap') auf, von dem James spricht, in welchen nur dieses Wort hineinpaßt. U.s.w. - Man erlebt irgendwie schon das Wort, obwohl es noch nicht da ist. - Man erlebt ein *wachsendes* Wort. - Und ich könnte natürlich auch sagen, ich erlebte eine wachsende Bedeutung, oder wachsende Erklärung der Bedeutung. - Seltsam ist es nur, daß wir nicht sagen wollen, es sei etwas dagewesen, was dann zu dieser Erklärung herangewachsen ist. Denn wenn Du 'aufzeigst', sagst Du, Du wüßtest es schon. - Wohl; aber Du könntest auch sagen "Jetzt kann ich's sagen" & ob sich das *Können* zu einem Sagen auswächst, das weißt Du nicht. Und wie, wenn man nun sagte: "Das Sagen ist dann die Frucht *dieses* Könnens, wenn es aus diesem Können gewachsen ist."<sup>7</sup>

Folgende drei Punkte sind hier besonders bemerkenswert: Erstens der Gedanke, den Prozeß der Wortfindung und den der Bedeutungsfindung parallel zu sehen: Das Wort wird nicht an einer reifen, ausgewachsenen Bedeutung gemessen, sondern die Bedeutung wächst *mit* dem wachsenden Wort. Zweitens der Ausdruck der Scheu und die implizite "Warnung" davor, das geheimnisvolle "Etwas davor" suchen und identifizieren zu wollen. Drittens der Wink, daß das Zuvor vom Danach hier nicht abtrennbar ist: was zuvor da war, ist identifiziert durch das, was danach ausgesprochen wurde, und es ist erst dann identifiziert, wenn das Danach schon da ist. "Ich fühle das Wort auf der Zunge" ist keine geheimnisvolle Beschreibung und sagt nicht mehr als ein "gewisses wortloses Benennen" (PU II: xi, S.561) oder die Redeweise "Ich kann es jetzt sagen"; und ob ich dies tatsächlich *kann*, zeigt sich erst, wenn ich es sage.

Ob also nicht doch ein anderes Wort besser in den "Spalt" hineinpassen würde, ist daher nicht selten eine Frage, die man lieber anders stellen sollte, will man sie nicht *allzu* ernst nehmen. Wähle ich ein anderes Wort, so war es auch ein anderer Spalt, und vor dem Finden des richtigen Wortes muß nicht schon etwas dagewesen sein, an dem sich das betreffende Wort als richtig erweist:

Ich könnte mir nun denken, daß Einer, der das entfaltete Bild sieht, ausriefe "Ja, das ist die Lösung, das ist, was ich geträumt habe, aber ohne Lücken & Entstellungen." Es wäre dann eben diese Anerkennung, die die Lösung zur

Lösung machte. Sowie, wenn Du beim Schreiben ein Wort suchst & nun sagst: "Das ist es, *das* sagt, was ich wollte!" - Deine Anerkennung das Wort zum gefundenen, also gesuchten stempelt. (Hier könnte man wirklich sagen: erst wenn man gefunden hat, wisse man, was man gesucht hat, - ähnlich wie Russell über das Wünschen redet.)

Zusammenfassung: Das Wortfindungsproblem ist wohl eines der wenigen philosophischen Probleme, das dem Laien nicht weit hergeholt erscheint; es hat seinen "Sitz im Leben" und ist uns zur Genüge aus dem Alltag vertraut. Die attraktivste philosophische Deutung des Phänomens der Suche nach dem richtigen Wort ist *mentalistisch*. In den zitierten Bemerkungen aus Wittgensteins Nachlaß werden uns Hilfen an die Hand gegeben, bei der Interpretation und Behandlung des Wortfindungsproblems gefangennehmende und gefangenhaltende *idola* zu vermeiden. Anstatt z.B. in den Gegenfehler zu verfallen und dogmatisch eine scharfe Gegenposition zum Mentalismus oder eine andere alternative Theorie zu vertreten, zielt Wittgenstein auf eine detaillierte Beschreibung der verschiedenen Fälle der Suche nach dem treffenden Wort. Ein Resultat kann sein, daß das, was an der Wortfindung *allgemein* problematisch erscheint, in der Differenzierung in die einzelnen Fälle verschwindet. In der Therapie passiert Wittgenstein eine Reihe von anderen problematischen Punkten der philosophischen Landschaft (z.B. Bedeutung, Sprache/Denken, Kriterium, Benehmen, Erklärung/Beschreibung, Begründung) und zeigt so mehrere Seiten des Problems. Die ästhetische Seite nimmt dabei eine Schlüsselrolle ein, und dies nicht nur bei der Problembeschreibung, sondern noch viel mehr in der Problemlösung.

## Anmerkungen

- 1 Ms111: S.173; 13.9.1931 (VB 1994: S.50). - Nachlaßstellen sind auf Textniveau zitiert; von Wittgenstein getilgter Text ist ausgelassen; alternative Stellen sind einheitlich [...] gekennzeichnet; originale Unterstreichungen sind kursiv wiedergegeben.
- 2 Ms152: S.39; Anfang November 1936.
- 3 Ms115: S.48; Dezember 1933; vorbereitet in Ms156b: S.26v (PU 5335).
- 4 Ms129: S.198; Herbst 1944 (PU S.309, bei 5140).
- 5 Ms130: S.135; 1946, vor dem 26. Mai (BPP I: 572).
- 6 Ms131: S.183; 2.9.1946 (PU II: xi, S.560).
- 7 Ms131: S.53; 16.9.1946 (BPP I: 5254).
- 8 Ms136: S.137b; 22.1.1948 (VB 1994: S.133).

Wittgenstein und die Suche nach dem richtigen Wort

## Zitierte Literatur:

- Wittgenstein, L. (1984), Werkausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Band 1: *Philosophische Untersuchungen* (= PU)
  - Band 7: *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, Band I (= BPPP I)
  - Band 8: *Über Gewißheit* (= ÜG)
- Wittgenstein, L. (1994), *Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlaß*. Hg. von Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Heikki Nyman, Neubearbeitung des Textes durch Alois Pichler, Frankfurt am Main: Suhrkamp. (= VB 1994)
- Wittgensteins Nachlaß, im *Cornell Mikrofilm* (Ithaca, USA, Cornell University 1967) und in der *Bergen Electronic Edition* (Bergen, Norwegen, 1998ff). Quellenangaben nach der Nummer in Wrights Nachlaßkatalog.
- Wright, G.H. von (1986), *Wittgenstein*. Übersetzt von Joachim Schulte, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. "Wittgensteins Nachlaß" auf den Seiten 45-76, zuerst veröffentlicht 1969 in *The Philosophical Review* 78 S.483-503 (Ithaca, USA).